

Wir Eisbrecher-Könige

Autor(en): **Kurer, Fred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **11 (2004)**

Heft 119

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-885292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



WIR EISBRECHER-KÖ



Skifahren, Eishockey-Spielen oder Wandern nach Hundwil – der Wintersport von Haggener Primarschülern in den Vierziger Jahren kannte lediglich drei Disziplinen. Doch selbst diese boten zahlreiche Abenteuer, auch für den Autor, der sich fürs Spazieren entschied. von Fred Kurer

A
Kaum eine grössere Freude gab's für uns als Fünft- oder Sechstklässler im Schulzimmer von William Dietrich an der Haggenstrasse, als wenn der Winter sich ankündigte. Nicht einfach so: Mit Schneegestöber!

Soweit meine Erinnerung reicht: Immer war Rechnen angesagt. Fiel aber Schnee, wurde aus dem strengen Herrn Dietrich ein anderer. «Schaut hinaus!» (was sonst streng verboten war!) «Schaut hinaus: Schnee! Es schneit!»
6 Und dann trat Herr Dietrich zum zweitenmal aus sich heraus, aus dem Rechner und vom Schulreglement geknebelten Knülch wurde William, ein kleiner Shakespeare, der in fast reinem Alemannisch Johann Peter Hebel zitierte (bis heute ist's mir geblieben):

*Heis ächt do oobe Bauele feil?
Si schütte n eim e reedli Teil
Uf d Gäärte n aabe n und ufs Huus,
Es schneit doch au, es isch es Gruus ...*

Wie schäbig das für uns Saiten-LeserInnen auf Hochdeutsch heute klingt, wie grauslich für mich, der ich es als Fünftklässler in die deutsche Fremdsprache zu übersetzen hatte:

*Haben sie dort oben wohl einen Restposten
Baumwolle zum Verkauf frei?
Sie werfen einem einen doch wahrhaftig
grossen Teil
Auf unsere Gärten herunter, selbst aufs Haus,
Es schneit, zumindest gerade jetzt, es
könnte einen grausen ...*

B
Wir, in der Klasse Dietrich, meisterlich gemeistert vom Meister der Meister während vier Jahren, hofften jeden Winter mindestens auf eins: Schnee. Mehr Schnee. Viel mehr Schnee.

So viel Schnee, so dass der Vater vom Päuli Krapf - das war der Fuhrhalter in Bruggen, acht Pferde, vier Pfadschlitten - nicht mehr nachkommen möge mit dem Pfaden, das heisst der Räumung der Hauptstrassen von der «Kräzern» herauf bis hinauf zum «Schlössli». Und dass wir endlich einen Tag frei bekämen von der Schule. Oder zwei. Oder drei. Ohne Rechnen.

Als im Toggenburg aufgewachsener und mit Elsbeth Hartmann, die bereits in der dritten Klasse Skirennen fuhr, die ich bewunderte, nein: liebte (aber das erfährt sie erst heute, wenn sie diesen Artikel hoffentlich liest) erhielt ich als grösstes Weihnachtsgeschenk mit vier Jahren meine ersten Skis. «Schili». Im Winter 40/41 waren bei uns zwei französische Offiziere einquartiert. Schon damals gab's offenbar lausige Winter. Nix Kälte, nix Schnee. Einzige Erinnerung, wie die beiden officiers mich auf meinen neuen Schilis vom eine Ende über den Läufer (Billigteppich) im vierten Stock des Korridors zum andern gestossen haben, über die Länge von sicher acht Metern, und riefen: «Voilà, le champion suisse». Wie meine Mutter um den Teppich bangte. Wie innig ich mich sehnte, die Bretchen endlich auf echtem Schnee zu testen.

C
Wintersport dann in St. Gallen: eine einzige Enttäuschung.

Lehrer Dietrich, nach unsrer Schülereinschätzung ungefähr dreihundert Jahre alt, verfügte weder über Skis noch Schlittschuhe, war zu winterlichen Aktivitäten also schlichthin nicht zu gebrauchen. Wir übten uns vorerst in Ersatzdisziplinen, das heisst bekamen von einem Bademeister namens Bruno Schwimmlektionen verpasst im Volksbad. Oder wir mussten zur Ausnahme duschen im Untergeschoss der Turnhalle Bruggen nach einem ausnahmsweise schweisstreibenden Völkerballspiel - Badehose obligatorisch! -, so dass selbst Ziegler und Mayerhofer (Burschen wurden nur mit Familiennamen angesprochen) etwas mehr nach Seife als nach anderem rochen.

Oder bin ich unfair?
Unsere Lehrer nämlich waren, obwohl's noch keine Konferenzen gab, erstaunlich flexibel. Sie teilten die Schülerschar «Hagggen» kurzerhand in drei Gruppen.

Bei Herrn Kurer, meinem Vater, konnte sich melden, wer Skis (und Courage) hatte. Mit ihm zogen Schülerinnen und Schüler, rund 40 Mädchen und Buben, keuchend und schwitzend entweder hinauf zu Kruckers Wiesen unterm «Menzlen», oder aber über die Ganggelibrugg zum «Scharenwald» im ausserrhodischen Stein, dreiviertel Stunden hin, eine halbe zurück; dort wurden dreissig Minuten investiert in den Bau einer anständigen Piste. «Täppelen» nannte man das. Die verbleibenden dreissig Minuten wurden intensiv genutzt für eine Art Slalomtraining. Wer fit war, und das waren die meisten, schaffte es zehn Mal den Hang hinauf und ebenso viele Male für zwei Minuten Abfahrt (inbegriffen zwei obligatorische Stürze) hinunter.

NIGE

II

Zwischen Zürcher- und Fürstenlandstrasse befand sich die Eisbahn. Noch keine Kunsteisbahn.

Man vertraute auf kalte Wintertemperaturen, und das Wasser im Lerchenfeld, wo jetzt seit langem keine Lerche mehr pfeift, würde, so die gemeinderats- und volkstümliche Meinung, schon rechtzeitig gefrieren für all die lieben Schlittschuhfahrer der Stadt.

Das mit der Winterkälte allerdings war so eine Sache. Die Leute wollten ihr schon damals nicht recht trauen. Unsere armen Lehrer, nebst vielen andern auch mit der Aufgabe betraut, möglichst viele Saisonabonnements für die städtische Eisbahn zu verkaufen, hatten ihre liebe Mühe: Zwei Franken fünfzig für jeden Schüler war viel Geld. Und schliesslich kostete der Einzeleintritt nur dreissig Rappen.

Die Eisbahn für mich, als Primarschüler, war eine einzige Katastrophe. Zwar hatte ich von meinen Eltern Schlittschuhe (statt neuen Schienen für meine «Märklin-Eisenbahn») geschenkt bekommen. Aber es waren sogenannte «Örgeli»-Schlitten, das heisst eine Art Konstruktion, die man mit einem Spezialschlüssel an seine Schuhe fixieren musste und die bei jeder Gelegenheit von diesen sich wieder eigensinnig entfernten. Das war besonders peinlich beim «Pärli-Fangen», wo es drum ging, seinem Schulschatz sich elegant zu nähern und mit ihm (welch Glück!) ein paar Runden zu drehen. Stattdessen hockte man plötzlich wieder, mit abgeheitem Schlittschuh und dazugehörigem Schlüssel in der verfrorenen Hand, auf der Holzbank am Rand des Spielfelds.

Aber was heisst hier «Spielfeld»? Natürlich drängten wir Knaben (Männer!) zum Ice-

Hockey, viel lieber (wenn auch nur insgeheim) zum Chäsperlen mit den Mädchen. (Ich selbst muss ich gestehen, war immer Goalie: erstens, weil ich keinen hockeygerechten Stock hatte, zweitens, weil ich zu nichts sonst brauchbar war. Am wenigsten als Angreifer. Im zwölften Winter meines Lebens war ich wahnsinnig stolz auf meine tiefe Schramme, die mir ein gegnerischer Spieler mit seinem Stock in den Hinterkopf versetzte, und aus der Blut übers halbe Lerchenfeld sich in einem so enormen Mass ergoss, dass man beschloss, mir zuerst alles Haar vom Kopf zu rasieren, dann einen Notarzt zu alarmieren, der dann eine Überführung ins Kantonsspital veranlasste. Ungern, wie er sagte.)

III

Kinder, deren Eltern kein (oder angeblich kein) Geld hatten, die also weder über Skis oder Schlittschuhe verfügten, gingen an grauenhaft kalten Wintertagen - die gab es offenbar doch - spazieren. Das hiess dann «Wandern».

Leute, die mich kennen, denke ich, vermuten auf Anhieb, welcher Gruppe ich mich bei den meisten dieser wenigen Gelegenheiten angeschlossen habe: nicht den Skifahrern (ich wollte ja nicht des Vaters Lehrerbüblein sein), nicht den Lerchenfeldnern (wo man nie reüssierte oder noch schlimmer: auf den Grind bekam). Überhaupt wollte ich nicht zu den Reichen gehören. Ich gesellte mich also zu Herrn William Dietrichs Wanderern.

Da hiess es: Früh aufstehen. Thermosflasche (so vorhanden) auffüllen, Brot und Käse und drei Rädlein Wurst einpacken, zwei Paar

Socken anziehen plus mindestens zwei Pull-over, die von der Grossmutter gelismete Wollkappe in die rechte Tasche stopfen, Hänchen nicht vergessen, die Ermahnungen der Mutter Elsa und den Vorwurf von Vater Alfred einstecken: «Warum fährt mein Sohn nicht Ski? Verstehe ich überhaupt nicht!»

Ab Haltestelle Stocken ging's dann los mit Master William, hinauf nach Stein, hinunter und hinauf nach Haslen und zurück, Abstecher nach Hundwil. Dem Gübensee entlang wieder gen St. Gallen. So von morgens halb Neun bis abends um Fünf war man unterwegs. Lehrer Dietrich mag damals sechzig Gofen geführt haben, einen ganzen Tag lang, allein. Ich stelle mir vor, dass er, statt meiner viel zu spät eintrudelnden Hochachtung dafür, heute einen scharfen Verweis von der Behörde bekäme, obwohl sie nie von Untaten erfuhr. Nehme ich an.

Einmal nämlich hatten der Walderli und ich beim Gasthaus «Trübli» in Herisau beschlossen - es war halt nicht abgeschlossen - ein Velo mitzunehmen, um den langwierigen Spaziergang etwas abzukürzen. Am Anfang des Gübensees, der dick gefroren war, machten wir eine Wette: Wer kommt auf dem gefrorenen See weiter Richtung Stadt auf dem gestohlenen Militärvelo? Wir wussten ja, dass beim Einfluss im Osten, wo alle Enten hockten, das Eis immer dünner wurde. Wale Waletscheck hat





8

die Wette verloren. Langsam versank das Fahrrad unter und er mit ihm. Zum Glück konnte er mit schnell von Doktor Kobler organisierten übers Eis gelegten Leitern gerettet werden. (Doktor Kobler war der Gübßen-Entenwart.) Herr Dietrich - wie klein die Welt doch ist - erfuhr nichts von der Fast-Katastrophe. Auch nichts davon, dass uns Herr Kobler (sagen wir mal so) den Arsch versohlte. Finde ich noch jetzt sehr nobel. Allerdings fielen Wale und ich fürs Rechnen danach aus. Wale für zwei Tage, ich für eine Woche.

Wale war immer ein grossartiger Freund für mich. Seinerzeit auch auf der Nicht-Kunsteisbahn Lerchenfeld. Als zum Beispiel im Februar 1945 per Lautsprecher durchgegeben wurde, dass das Eis an einzelnen Stellen einzubrechen drohe, sobald sich zu viele Eisbahnler auf einer zu kleinen Eisfläche einfänden, war unser Plan sofort perfekt: Wale gelang es, innert Minuten mindestens hundert Eisbrecher zu organisieren, mir vielleicht fünfzig. Freude herrschte: Das Eis der Eisbahn gab langsam krachend nach, und wunderbar war's zu sehen, wie nette Menschen samt dem Eis, auf dem sie sich eben noch sicher gefühlt, auf urigen Grund langsam absanken. Wale sei Dank. So gern würd ich noch über uns schreiben. Frage: Warum sterben Freunde so früh?

Y

Als mein nachhaltigstes Wintererlebnis möchte ich das «Böbele» bezeichnen: Einer (das heisst ich) lag bäuchlings auf dem Davoser Schlitten, die Füsse in die Kufen des nachfolgenden Schlittens eingehängt. Hab ich immer wieder gemacht. Sorgte für Spass und Tempo bis heute. (Versuchs doch bitte auf einer verbotenen Strasse im Engadin, zum Beispiel den Albula hinunter!)

Einmal, die Strasse vom Bahnhof Hagen direkt zur SBB-Barriere, die Strasse war schön eisig, kriegte ich die Kurve unter der BT-Brücke nicht ideal. Entgegen kam ein alter Saurer-Lastwagen, zum Glück recht hoch gebaut. «Eugen, duck dich!», rief ich, dann ging's zwischen den zwei Vorderrädern und der Hinteraxe des Lasters hindurch. Der Fahrer hatte sein Fahrzeug ruckartig abgebremst. Eugen und mir war auch nicht ganz wohl bei der Sache. So halbherzig gaben wir zu, einen Schmarren gemacht zu haben, als wir, versteckt hinter Hildebrands Lädeli beobachteten, wie zwei Sanitäter den Fahrer ins Spitalauto verfrachteten. Irgend etwas von «Schock» (damals ein neues Wort) stand am nächsten Tag in der Zeitung zu lesen.

Z

Ich habe einen Blick geworfen zurück auf meine Primarschulzeit im Winter, der heute, traut man den Medien, manchmal so gut wie nicht mehr stattfindet.

Hätte gerne geschrieben über Tanzboden-Wolzenalp-Girlen und die ersten Touren auf die Churfürsten. Mit viel Schnee. (Ich war dort als Halbwüchsiger einmal lawinenverschüttet. Über den Fast-Tod dort gäb's viel zu berichten.) Aber auch über den ersten Skiball im Birt. Den gab's damals noch. Aber jetzt merke ich, wie ich der Nostalgie verfallte. Mein Schlittenkumpel Eugen, unterm Saurer-Lastwagen davongekommen, hat sich später freiwillig aus diesem Leben abgemeldet. Ich selbst habe mir ein Ski-lehrer-Diplom geholt, aber jedes Interesse an jedem Skirennen verloren. Das, obwohl ich einmal auf Rang drei fuhr in einem Interclubrennen. Und Elsbeth bleibt in meinem Herzen. Keine Ahnung, wie sie heute aussieht, aber ich bin sicher, sie ist noch immer schöner als jede andere Frau, die Ski fährt. Ein wenig mag sie mich, da bin ich sicher, immer noch. *

Fred Kurer, 1936, lebt als Schriftsteller in St.Gallen.